

[学術資料]

Essay über zeitgenössische österreichische Literatur von Leopold Federmair

Mit japanischer Vorbemerkung, übersetzt von Masahiko TSUCHIYA

Fakultät für Interkulturelle Studien
Nagoya Gakuin Universität

Vorbemerkung

In den Jahrzehnten nach dem zweiten Weltkrieg versuchte das klein gewordene Österreich, sich eine neue Identität zu schaffen. Der Rückblick auf die große Vergangenheit war dabei von zentraler Bedeutung. Das bekannte Buch des Triestiner Germanisten Claudio Magris über den habsburgischen Mythos in der modernen österreichischen Literatur ist ein Ergebnis dieser Prozesse. Spätere Generationen entfernten sich zunehmend von Mythos und Geschichtsdenken, das kleine Österreich ist heute Teil des politisch vereinheitlichten europäischen Kontinents. Dies hat auch im künstlerischen Bereich zu Öffnungen und zur Abkehr von jeglicher Wesensschau geführt. Dennoch bleiben sowohl Geschichte als auch persönliche Herkunft prägend, so daß es nach wie vor sinnvoll sein kann, von einer österreichischen Literatur zu sprechen, deren Bestimmung über rein territoriale Festlegungen hinausgeht. Es ist sogar die Frage zu stellen, ob das Bestehen auf regionalen und nationalen Prägungen nicht notwendig ist, um ein Gegengewicht zur kulturellen Vereinheitlichung durch die fortschreitende Globalisierung zu bilden.

レオポルト・フェルマイアー氏の現代オーストリア文学 に関するエッセイ

日本語序文：土屋 勝彦

名古屋学院大学国際文化学部

発行日 2017年3月31日

日本語序文（土屋勝彦）

下記に掲載するフェダマイアー氏のエッセイ「グローバリゼーション時代のオーストリア文学」は、2016年秋に日本独文学会シンポジウムのパネリストとして彼が発表する予定であった原稿をまとめたものである。事情によりそれが延期されたために、先にこの場を借りて発表することとなった。

フェダマイアー氏は、現在広島大学文学研究科の独文学教授として教鞭をとっているが、オーストリアの翻訳家・作家・批評家としても活動している。1957年上部オーストリア州のヴェルスに生まれ、ザルツブルク大学で文学博士を取得後、フランス、イタリア、ハンガリーでドイツ語講師となり、ラテンアメリカにも頻繁に滞在し、2006年より広島に在住している。これまでに25冊の著作と25冊の翻訳書がある。

今回掲載するエッセイは、オーストリアの現代作家たちにアンケートを行い、彼らがオーストリア的なものをどのように意識しているかについて興味深い回答を得てそれを分析している。小国となった戦後のオーストリアは、クラウディオ・マグリスの「ハプスブルク神話」により規定されるような「偉大なるハプスブルク帝国」へのノスタルジックな憧憬に染められる退嬰的な文学思潮を有しつつも、1990年代以降には徐々にグローバリゼーション時代の宿命とも呼ぶべき「国民意識からの脱出」的な傾向も多々見られる。こんにち使用される「ドイツ語圏文学」という呼称もその表れと言えるだろう。文学マーケットをドイツに依存するという現状から言っても、オーストリア性を喧伝・鼓舞することはエクソチズムにはかならず、より「普遍的な」主題設定への志向が求められることは、ある意味でオーストリア作家にとって当然の要請でもあろう。しかし他方では相変わらず、オーストリア的な独自性が完全に消失したわけでもない。カトリックのバロック的世界観、終末の世界像、死への接近、言語への不信ないし懷疑、言語遊戯、イロニーに満ちたエッセイズム、政治性からの逃避、地方性、あるいは官能性や反主知主義など、いくつか思い当たる特徴を見出すことができよう。事実アンケートに応じた作家たち、ペーター・ローザイ、ローベルト・シンデル、フランツォーベル、サビーネ・グルーパー、ヨーゼフ・ヴィンクラー……など日本に招待されたオーストリア作家たちの多くが何らかのオーストリア的特質を自覚しているようである。もっとも本エッセイが指摘するように、とりわけ現代文学においてオーストリア性を再度確定しようとする本質論は、常に反例にぶつかり自家撞着となる傾向を持つのも事実である。

なお、2017年春の日本独文学会春季研究発表会において「ポスト・ハプスブルク神話—グローバリゼーションとローカルな土着性の狭間に動くオーストリア現代文学」と題するシンポジウムを行う予定である。本エッセイはその刺激的な問題意識によって、オーストリア現代文学に関する議論をより促進し活性化する大きな動機付けとなるだろう。この場を借りてフェダマイアー氏には改めて感謝申し上げたい。

Leopold Federmair

Österreichische Literatur im Zeitalter der Globalisierung

Osaka

Im Oktober 2016 sollte im Rahmen der japanischen Germanistentagung in Osaka ein Symposium über österreichische Gegenwartsliteratur stattfinden. Aus bürokratischen Gründen wurde das Symposium verschoben, meine Wenigkeit wurde ausgeladen. Hinter Bürokratischem verbirgt sich oft Essentielleres; dem will ich hier nicht nachforschen, statt dessen meine Freiheit nützen, um ein paar eigene und fremde Gedanken zum Thema ohne akademische Zwänge zu erörtern.

Zwischen Japan und der österreichischen Literatur gibt es seltsame Verbindungen, zum Beispiel die ungebrochene Vorliebe für Adalbert Stifter, dessen Werke angeblich japanischer Ästhetik und Sensibilität nahestehen, oder die regelmäßigen Aufenthalte österreichischer Autoren, bedingt durch das langfristige Engagement bestimmter Personen. Um mich auf das Symposium vorzubereiten, machte ich zunächst eine Umfrage in jenem Kreis von Autoren zu machen, die während des letzten Vierteljahrhunderts japanische Großzügigkeit und Gastfreundschaft genossen. Ich stellte ihnen drei Fragen, die sich auf Japanerfahrungen, auf den sich in der Fremde möglicherweise ändernden Blick auf das Eigene und auf die im 21. Jahrhundert nicht mehr ganz unumstrittenen Existenz einer österreichischen Literatur bezogen.

Ich habe erstaunlich viele und vielfältige Antworten und auch einige Absagen bzw. Nicht-Antworten bekommen, die für mich ebenso aufschlußreich waren.

Kakanien

Die Mühlen der Germanistik mahlen langsam. Das ist gar nicht so schlecht, Abstand fördert mitunter das Denken, das ehemals Aktuelle muß sich an zeitübergreifenden Standards messen. In den sechziger Jahren stellte der junge italienische Germanist Claudio Magris seine These vom Habsburgischen Mythos in den Diskursraum, und fortan kamen die Diskutierenden nicht mehr darum herum, auch wenn sie, wie mein Lehrer Walter Weiss, die Magris' Thesen kritisierten. Was immer man von diesen Thesen hielt, außer Zweifel stand, daß sich das literarische Schaffen Österreichs in einem außerordentlich weiten und heterogenen Kulturraum vollzog, der in der Zweiten Republik nachwirkte. Heute sieht sich Karl-Markus Gauß als einen der letzten Kakanier, wenn er betont, er stehe als Autor in einem „kulturellen Resonanzraum“, den er als „alt-oder großösterreichischen“ benennt, wobei er vor allem die slawischen Nationalitäten der einstigen Monarchie miteinbezieht. Gaußens Vorfahren stammen aus der Batschka, einem im heutigen Serbien und Ungarn gelegenen, einst von Deutschen besiedelten Gebiet. Aber noch ein anderer Autor, der aus Vorarlberg stammende Wolfgang Hermann, berichtete zu meiner Überraschung von kakanischen Anwandlungen: „Als ich zum erstenmal in New York Hofmannsthal las, wehte mich eine Sehnsucht nach einer anderen, älteren Welt an.“ Hofmannsthal war Wiener, entstammte einem Adelsgeschlecht, doch am Ende seiner unruhigen literarischen Karriere bekannte er sich zur Kultur des bairischen Stammes und erklärte den Bauernsohn zum Träger hiesigen Schrifttums-im Gegensatz zum preußischen Pastorensohn, der die nördlichere Literatur deutscher Zunge geschaffen habe.

Ich will hier nicht die Literaturgeschichte dieses ex-monarchischen Raums nachzeichnen, auch nicht in Teilen, das überstiege den Rahmen eines kleinen Essays. Es genügt, sich jene Autoren zu vergegenwärtigen, die aus Gegenden mehr oder weniger östlich von Wien stammen, und es wird schlagartig klar, daß man mit simplen Attributen wie „österreichisch“ oder „deutsch(sprachig)“ gar nicht zurande kommt, um das literarische Geschehen dort zu erfassen. Stifter, Fritz Mauthner, Werfel,

Kafka, Rilke, Meyrink, Hašek, Joseph Roth, Canetti, Celan, Rose Ausländer, sogar der aus Böhmen stammende, in Kalksburg erzogene „DDR-Autor“ Franz Fühmann hat sich einmal als österreichischen Schriftsteller bezeichnet, und vielleicht könnte man in diesem Zusammenhang auch den polnischen Juden Bruno Schulz nennen. Was für eine Vielfalt des Ausdrucks, der Sprachen und Sprachvarianten, der Intentionen! Canetti und Celan österreichische Autoren? Ja und nein. Jüdisch, böhmisch, kakanisch, deutsch – die Adjektive purzeln durcheinander, für manchen Autor können mehrere gelten.

Nimmt man den einzelnen Autor in den Blick, so versteht sich die Pluralität der Zuschreibungen von selbst, bei solchen mit wechsellvoller Lebensgeschichte wie Canetti, der zunächst türkischer Staatsbürger war, später in Wien wichtige literarische Impulse erhielt, als Jude emigrieren mußte (nach England) und schließlich in Zürich Wohnung nahm, und ebenso bei eher seßhaften Autoren wie Kafka. Peter von Matt lehnt in seinem Antwortversuch auf die Frage, was „das Schweizerische an der Schweizer Literatur“ sei, die oft zu hörende Behauptung ab, Kafka sei nur vom Prager Deutsch her zu verstehen. Er weist darauf hin, daß nicht alle Prager Autoren jener Zeit eine karge Sprache pflogen – Rilkes Gedichte seien „worttrunken“, die Prosa von Egon Erwin Kisch „schmissig“. Klar, die Autoren unterscheiden sich voneinander, sie haben ihren eigenen Personalstil hervorgebracht. Die Frage nach dem Schweizerischen, Österreichischen oder Pragerischen ist damit aber noch nicht abgetan. Wendet man sich dem Allgemeinen, dem Verbindenden zu (falls es ein solches gibt), empfiehlt es sich im 21. Jahrhundert, das nationale, aber auch lokale Bestimmungen stets und zurecht mit Skepsis betrachtet, mit schwachen Zuordnungen zu operieren. Nein, ein österreichischer Autor muß keine österreichische Literatur schreiben, aber es kommt doch relativ häufig vor. Nein, er muß ihre angeblichen Wesenszüge nicht wiederholen oder variieren, er kann davon völlig unberührt bleiben. Dennoch, und in der Regel ohne bewußte Entscheidung des Wortkünstlers, der gerade an seinem Werk arbeitet, zeigen sich immer wieder einzelne solcher Züge. Auch Peter von Matt führt sie sogleich wieder ein, nachdem er sie eben erst hinauskomplimentiert hat, die Wesenszüge sowohl der schweizerischen wie auch der österreichischen Literatur, der er ein „Fortleben der barocken Rede vom Tod“ und „Fixierung auf den Untergang des alten Reiches“ attestiert.

Selbstverständlich schreiben auch schweizerische oder deutsche Autoren über den Tod, manch einer vielleicht sogar, *horribile dictu*, in barocker Manier. Es fragt sich, wie sehr der Germanist überhaupt die Gegenwartsliteratur im Blick hat, vermutlich denkt er nur an den *Jedermann* und an das berühmte Buch des Triestiner Literaturprofessors und eventuell an Thomas Bernhard, dessen Todesfixierung – ja, die Obsessionen! – „österreichisch“ sein mag, aber zuallererst durch frühe, höchst persönliche Erfahrungen bedingt ist, wie die fünf Bände seiner Autobiographie, vor allem aber der zweite (*Der Atem*), beweisen. Man kommt, wenn man mit schwachen und pluralen Zuschreibungen arbeitet, immer wieder auf Musils Maxime zurück, die er in den zwanziger Jahren als Antwort auf die Frage „Gib es eine österreichische Literatur?“ spendierte: „Ja, aber mit Maßen.“ Wenn dieser eminent (?) österreichische Autor eine noch heute brauchbare Lehre hinterlassen hat, dann die eines umtriebigen,

zugleich ästhetischen und erkenntnisorientierten Pragmatismus, der dem „österreichischen Denken“, siehe Wiener Kreis, durchaus nicht wesensfremd ist. Weder der Hauch des Todes noch das Sprachspiel noch der ironische Essayismus sind Privilegien der österreichischen Literatur. Es könnte aber sein, daß alle drei Merkmale im Vergleich zu anderen Literaturen dort gehäuft auftreten. Ich denke zum Beispiel an die Werke Josef Winklers, vor allem an das Sterbebüchlein *Wenn es so weit ist*, oder an die unerschöpfliche Sprach- und Fabulierlust eines *Franzobel* mit ihrem nicht selten auch dialektalen Einschlag. Als Franzobel beim stets auf plurinationale Ausgewogenheit bedachten Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb seine *Krautflut* vortrug, verstanden die deutschen Juroren den Sinn des Wortes „Scherz!“ falsch, oder nur zur Hälfte. Ähnlich schwer verständlich – und eben deshalb für einige Deutsche und Schweizer auch faszinierend – sind die Volksstücke eines Johann Nestroy, die in Österreich, nicht aber in Deutschland oder sonstwo auf der Welt, bis heute fleißig inszeniert werden. Die Differenz liegt nicht nur in der Sprache, sondern auch im Geist, im Esprit.

Mythen

Moderne Mythen sind Ausgestaltungen von Sehnsucht nach einer Vergangenheit, die möglicherweise nie stattgefunden hat. Im Prozeß der Ausgestaltung geschieht es nicht selten, daß diese hypothetische Vergangenheit zunehmend entstellt wird, so daß sie unerreichbarer scheint denn je. Auch Nostalgien dieser Art sind kein österreichisches Vorrecht, man findet sie ebenso im portugiesischen Sebastianismus, in der türkischen Melancholie, die das untergegangene osmanische Reich zum Horizont hat, auch bei Russen und Ostdeutschen, kurz: überall dort, wo etwas Größeres, Übernationales, in kleinere Teile zerfällt oder in einer anderen, zunächst als fremd empfundenen Größe aufgeht. Nach dem zweiten Weltkrieg rückte der habsburgische Mythos in den Köpfen der Österreicher immer ferner, und das Bewußtsein, daß jene gemeinschaftliche Ideal eine trübere, mitunter grausame Wirklichkeit deutsch-österreichischer Machtausübung verbarg, wurde Allgemeingut. Nach dem zweiten Weltkrieg rangen Intellektuelle und Schriftsteller um eine Neudefinition österreichischer Identität in Abgrenzung gegen den Austrofaschismus und konservative Verklärungen der Monarchie. Heute spielen Identitätsfragen nur noch eine Rolle, wenn es darum geht, das eigene Land vor einer vermeintlichen oder tatsächlichen Übermacht der EU-Bürokratie zu schützen. Das scheint aber kein Hauptanliegen der Schriftsteller zu sein, die sich, soweit sie ihre Stimmen erheben wie Robert Menasse oder der bereits erwähnte Karl-Markus Gauß, als Österreicher und Europäer sehen. Oder nicht einmal als Österreicher, sondern als „Städter aus Wien“ und als „schwermütiger Niederösterreicher aus dem dunklen böhmischen Hochwald, und dann schon als Europäer“ (Menasse). Das Niederösterreichische dürfte dabei eher ein Euphemismus sein, Umschreibung des Zweitwohnsitzes in relativer Nähe zur Hauptstadt. Jedenfalls ist der Sprung vom Lokalen zum Europäischen, vom Regionalen zum Globalen auffällig; die Nation als Zwischenglied spielt kaum noch eine Rolle; Österreich ist ein Territorium, in dem man lebt, und ein Staat, mit dem

man zu tun hat.

Kürzlich traf ich Evelyne Polt-Heinzl im Wiener Literaturhaus, sie beschäftigt sich dort seit einem Vierteljahrhundert mit österreichischer Literatur. Im Gespräch meinte sie unter anderem, das Buch von Claudio Magris sei leider „furchtbar schlecht“, und sie führte ins Treffen, daß der Autor immer, wenn in einem Buch ein Schloß vorkomme, den Mythos am Werk sehe. Das sei aber keineswegs der Fall, sagte sie und verwies auf Gerhard Fritschs *Moos auf den Steinen*. Gewiß, wir haben es hier mit einer problematischen Verallgemeinerung zu tun, denn Schlösser kommen überall vor, aristokratische Herrschaft kannte ganz Europa. Man könnte auch Thomas Bernhards *Auslöschung* anführen, lange nach Magris' Dissertation geschrieben: kakanisch oder nicht, das ist hier gar nicht mehr die Frage. Den Herrschaftssitz auslöschen in einer Haßliebe, die tatsächlich in der österreichischen Literatur auffallend häufig vorkommt, ein Haß gegen das Eigene, der selbst dann, wenn er vollkommen negativ ist, besagt, daß sich der Autor vom Mythos nicht lösen kann.

Eine Rezensentin hat übrigens auf der Homepage des Wiener Literaturhauses etwas nuancierter geurteilt als Polt-Heinzl, die die Rezensionen redaktionell betreut. Karin Fleischanderl findet in dem Buch „großartige Schriftstellerporträts“ und meint, Magris' „revolutionäre Thesen“ seien heute „Allgemeingut“, sie ließen sich immer noch zum literarischen Geschehen in Bezug setzen. Ach ja, Fleischanderls Heute ist nun auch schon wieder sechzehn Jahre her, das damalige Allgemeingut vielleicht etwas welk geworden. Karl-Makus Gauß sieht sich als letzten Schriftsteller seines Schlags, die jüngeren Generationen bewegten sich mehr und mehr in einem virtuellen Raum, wo konkrete Örtlichkeiten keine Rolle mehr spielten, und Polt-Heinzl beobachtet mit einem gewissen Unbehagen die Ausbreitung eines sprachstilistischen Einheitsbreis, bedingt nicht zuletzt durch die Praxis von Literaturinstituten wie dem in Leipzig ansässigen (von einem Österreicher geleiteten), der regionale, nationale oder sonstige Spezifika gar nicht mehr erkennen lasse. Schlechte Zeit für Mythen?

Parallelen

In Musils Großroman *Der Mann ohne Eigenschaften* ist über hunderte Seiten eine mysteriöse Parallelaktion im Gang, die in Kakanien – dahinter verbirgt sich die k. k. Monarchie – einer geplanten deutschen Aktion Paroli bieten oder diese womöglich übertrumpfen soll. Das reflexhafte Sich-Vergleichen mit dem Nachbarn scheint die beste, wo nicht die einzige Möglichkeit zu sein, die eigene Identität zu finden und zu bestätigen. Andererseits muß man sagen, daß die Deutschen es offenbar gar nicht nötig haben, sich auf diese Weise zu vergleichen. Vielleicht, weil sie ohnehin die Besseren zu sein glauben, ähnlich wie die Franzosen, die niemals auf die Idee kommen würden, sich an den Belgiern zu messen. Zu dieser Art, die eigene Identität zu bestimmen, neigen in Österreich zahllose Diskurse über Kultur allgemein und Literatur im besonderen. Noch in den Antworten der von mir befragten Autoren kehrt die Parallelsetzung zu Deutschland wieder. Man findet sie viel weniger bei den Schweizern, vermutlich deshalb, weil deren Staatlichkeit und ihre kulturelle Identität seit Jahrhunderten gar nicht in

Zweifel steht. Das gilt übrigens für alle Sprachgruppen; auch die französisch- und italienischsprachige Literatur in der Schweiz vergleicht sich kaum mit dem gleichsprachlichen Nachbarn. Aber die Österreicher haben das nötig. Allein diese Tatsache ist bemerkenswert und sagt etwas aus über unsere Identität, in der die Angst vor und das Spiel mit dem Prekären einen festen Platz hat. „Ich denke, es gibt in der österreichischen Gegenwartsliteratur nach wie vor große Unterschiede zu dem, was so im großen und ganzen in anderen deutschsprachigen Ländern geschrieben wird“, sagt etwa Erwin Einzinger, der nicht allein Deutschland, den alten Konkurrenzpartner, im Blick hat.

Ann Cotten, in den USA geboren, in Wien aufgewachsen und (laut Wikipedia) in Deutschland lebend, sich aber (nach anderen Informationen) viel in der Welt herumtreibend, macht mich darauf aufmerksam, daß für eine österreichische Schriftstellerin Definitionen *ex negativo* naheliegen: „deutscher Zunge, aber nicht deutsch“. Tatsächlich funktioniert aber auch diese Bestimmung *ex comparatione*, und sie verlangt nach weiterem, denn das Nicht-deutsch-Sein läßt uns unbefriedigt, *cela nous laisse sur notre faim*. Wie ist denn das Österreichische in der Literatur? Sprachexperimentell? Eben dieses Wort taucht im Kontext von Cottens Erläuterung auf.

Wir sollten den Spieß auch einmal umdrehen und betonen, was explizit oder implizit in all diesen parallelaktivistischen Aussagen steckt: Die deutsche Sprache haben wir gemeinsam, am Fundus der deutschsprachigen Literatur haben wir alle Teil, und zwar mehr als die Autoren anderer Zunge, die einen Musil meist nur durch Übersetzungen kennen. Ich erinnere mich sehr genau, daß Doron Rabinovici bei einer Diskussion im japanischen Nozawa Onsen sagte: „Ich bin ein deutscher Schriftsteller.“ Und ich erinnere mich an meine spontan empfundene Zustimmung. In seiner Antwort auf meine Rundfrage nennt er sich nun „deutscher oder eher deutschsprachiger Schriftsteller“, und ich habe das Gefühl, die beiden Epitheta seien hier mehr oder minder synonym. Deutsch oder deutschsprachig, ist doch egal! Und überhaupt, „deutschsprachig“, was für ein Wortungetüm, besonders dann, wenn man es deutsch, nicht österreichisch, ausspricht: „deutschsprachich“! Aber Doron Rabinovici – undeutscher Name! – fügt stante pede hinzu, er sei auch ein jüdischer und ein Wiener Autor, sogar als israelisch-österreichischer werde er manchmal verbucht.

Mit Blick auf die Geschichte hebt Robert Schindel hervor, daß die österreichische Literatur seit 1880 zunehmend von jüdischen Autoren „durchmasert“ wurde. Durch die Shoa sei damit Schluß gewesen, fügt er hinzu, doch lauscht man Rabinovici und Menasse und ihm selbst, so kommt man zu der Vermutung, es gebe in der österreichischen Gegenwartsliteratur sogar etwas wie ein Revival jüdischer Literatur. Im Unterschied zu Deutschland! Oder nicht?

Was den jüdischen Anteil an der österreichischen Literatur betrifft, so blickt Peter Rosei noch weiter als Schindel, wenn er Parallelen zwischen dem italienisch schreibenden Triestiner Italo Svevo und dem Prager Franz Kafka zieht. Beide würde er eher nicht als Österreicher bezeichnen, doch ordnet er sie „selbstverständlich dem zu, was man österreichische Tradition nennen könnte“ – unabhängig von Staatszugehörigkeiten, auch wenn Triest zu Sveys Zeiten zur k. u. k. Monarchie

gehörte. Auf meine schüchterne Umfrage antwortete Rosei knausriger als alle anderen, er verwies mich auf seine Bücher, etwa auf die unter dem Titel *Brown vs. Calder* erschienenen „Gedanken zur Dichtkunst“. Darin finde ich wenig zu meiner Frage, und die von Rosei zitierte Äußerung Ludwig Wittgensteins, das „gute Österreichische“ sei besonders schwer zu verstehen und „in gewissem Sinne subtiler als alles andere“, denn seine Wahrheit sei „nie auf seiten der Wahrscheinlichkeit“, diese kryptische Gedankenregung sagt mir gar ehrlich gesagt nichts. Gut und subtil? Und das implizit mitgemeinte schlechte Österreichische? Roseis erhellende Bemerkungen anlässlich seiner Lektüre von Italo Svevoss Roman *Ein Mann wird älter* stehen in einem Zeitungsartikel, sie wurden nicht in das erwähnte Buch aufgenommen. Darin zweifelt Rosei, ob es in der Zweiten Republik wirklich noch einen Nachhall jenes großen Kulturraums gebe, und stellt sich zuletzt – wir schreiben das Jahr 2015 – die Frage: „Was würdest denn du als das gute Österreichische bezeichnen?“ Er will sich vor Verallgemeinerungen hüten, dennoch wagt er den Schluß: „Es ist wohl der Zweifel an allem Hier-Sein und So-Sein, kommt mir vor, ein Zweifel allerdings, der sich bald ins Aktive und Tätige wendet, ein Zweifel, der sich auf je verschiedene Art von sich selbst zu befreien, eben gerade den Zweifel endgültig abzutun sucht. Was ist ein solcher Zweifel aber anderes als ein sonderbar kreatives Prinzip?“ Warum aber, frage ich, sollte der Zweifel spezifisch (und gut) österreichisch sein? Etwa weil sich das von Rosei skizzierte Prinzip Unsicherheit immer noch aus der Melancholie des Verlorenen nährt?

Wie auch immer, während die Vielstimmigkeit deutschsprachiger Literatur durch aktuelle transnationale und transkulturelle Bewegungen bereichert wird, wirkt sie im kleinen Österreich auch und immer noch aus der Vergangenheit fort. Klaus Zeyringer weist in seiner großen Studie darauf hin, daß österreichische Literatur, auch die gegenwärtige, eben nicht ausschließlich deutscher Zunge ist. In diesem Land leben und schreiben Autoren, die sich der slowenischen oder der kroatischen Sprache bedienen. Freilich, Zeyringer bedenkt diese Autoren in seinem über 500 Seiten starken Werke mit genau zwei Sätzen und verzichtet darauf, auch nur auf eines ihrer Werke näher einzugehen. Demgegenüber steuerte die Schweizerin Ilma Rakusa zu dem Projekt „Grundbücher der österreichischen Literatur“, veranstaltet von der Alten Schmiede in Wien einen, ja: begeisterten Essay über den autobiographischen Roman *Der Zögling Tjaz* des in Kärnten beheimateten, slowenisch schreibenden Florjan Lipuš bei. Ich halte fest: Eines der Grundbücher der österreichischen Literatur wurde in slowenischer Sprache verfaßt und von Peter Handke und Helga Mračnikar ins Deutsche übertragen. In seine eigenen Werke hat Handke ebenfalls andere Sprachen in den Hauptstrom des Deutschen einfließen lassen, und zwar nicht erst in seine Jugoslawienbücher oder, unterschwellig, in die Erzählungen aus der Niemandsbucht, sondern schon in *Die Hornissen*, seinen ersten Roman.

Fernere Länder

Ich komme noch einmal auf Robert Menasse zurück, wiederum zu Zwecken des Vergleichens, aber nicht aus Sorge um „unsere“ Identität. Menasse verweist auf seine Zeit – sechs Jahre – in

Lateinamerika. In jener Weltgegend würden sich Leser aus Kolumbien oder Argentinien nicht darum scheren, aus welchem Land etwa Mario Vargas Llosa stammt, sie würden seine Bücher einfach als spanischsprachige Literatur aufnehmen. Auf der einen Seite trifft das wohl zu, doch schon die Leser in Spanien werden Vargas Llosa möglicherweise bewußt als lateinamerikanischen (weniger als peruanischen) Autor wahrnehmen. Wobei Lateinamerika eben auch ein weites Gebiet umfaßt, in dem nicht spanisch gesprochen und geschrieben wird – von den Einflüssen indigener Sprachen und Kulturen ganz zu schweigen. Gerade Lateinamerika hat, jenseits vom Konzept der Nation, das dort ebenfalls bis heute virulent ist, Regionalismen ausgeprägt und entsprechende Literaturen hervorgebracht, zum Beispiel die rioplatensische, die man zu beiden Seiten des Fluses – zugleich Landesgrenze – findet.

Man findet, weil wir schon bei Argentinien und Uruguay sind, dort eine wesentlich urbane Literatur, aber auch eine betont ländliche, die oft von Städtern geschaffen wurde, etwa von Borges, der sich eine Zeitlang bemühte, eine Nationalliteratur auf der Grundlage von Gaucho-Epen zu schaffen. Auch hier wechseln also die Gesichtspunkte und Konzepte, mitunter bei einem einzigen Autor. *Banda oriental* (Oststreifen) nannte man früher das kleinere der beiden Länder; von etwaigen Parallelaktionen zwischen Argentinien und Uruguay ist mir nichts bekannt. Vielleicht liegt die Besonderheit Österreichs ja nur darin, daß man hier jahrzehntelang versucht hat, mit verschiedenen Mitteln, geistigen, aber auch bürokratischen, die eigene Besonderheit zu erheben und zu untermauern. Diese Zwanghaftigkeit scheint gegen Ende des 20. Jahrhunderts nachzulassen, was ein entspannteres Debattieren erlaubt, aber auch eine gewisse, für den einen oder anderen vielleicht enttäuschende Gleichgültigkeit mit sich gebracht hat. Statt nach Lateinamerika könnte man übrigens auch auf den englischen Sprachraum blicken. Gibt es eine irische Literatur? Kenner von Joyce oder Yeats werden die Frage zweifellos bejahen, doch sie werden ihr keine so große Bedeutung beimessen, weil sie die grundlegende irische Identität ohnehin nicht in Zweifel ziehen.

Oder noch einmal die Schweiz. Gibt es eine Schweizer Literatur über die Sprachgrenzen hinweg? Als Außenstehender hat man den Eindruck, als täten die Autoren und Administratoren in ihren drei Zonen vor sich hin, ohne sich viel umeinander zu kümmern. Ein Philippe Jaccottet läßt sich wohl besser im französischen Kontext verstehen als im schweizerischen. Dann wäre also doch die Sprache, und nicht die staatlich-territoriale Zugehörigkeit, die stärkere Gemeinsamkeit? Und im besonderen die Literatur selbst, die wir dann getrost französisch (oder deutsch) nennen können: ein literarisches Erbe, von dem die Neueren unbekümmert von staatlichen und regionalen Grenzen zehren. Die Lektüre von Kleist oder Thomas Mann ist für einen österreichischen Autor etwas anderes als die Lektüre von Flaubert oder Faulkner; eben wegen der Sprache, Kleist ist mir näher. Obwohl ich Faulkner lieber lese als Kleist.

Essenzen

Wesenszüge: schönes Wort. Vorhin habe ich es mehr oder minder spontan gebraucht. Aber das Wesen von gleichwas ist spätestens seit Sartre nicht mehr diskursfähig. „Österreichische Literatur gibt es zweifellos“, lautet die erste von sieben Thesen Zeyringers: Es gibt sie, weil es ein Land dieses Namens gibt. Aber ein Wesen, zeitlos oder dauerhaft, mindestens langfristig, gibt es nicht. Ähnlich äußert sich Peter von Matt, der am Ende dann doch wieder einige Wesenszüge nennt, für die österreichische und für die Schweizer Literatur (wobei er unausgesprochen die deutsch-schweizerische meint). Ebenso wenig konsequent ist Zeyringer, wenn er von literarischen „Entwicklungen“ spricht. Kann sich etwas entwickeln, das überhaupt kein Wesen besitzt?

Die Skepsis gegenüber allem Essentialismus ist mir begreiflich, und doch finde ich es enttäuschend, wenn nicht überflüssig, sich über österreichische Literatur Gedanken zu machen, wenn man zugleich annimmt, daß ihr ohnehin keine Merkmale zugeordnet werden können. Die einst von Magris vorgetragenen Spekulationen mögen schlecht oder unzureichend sein, immerhin gaben sie mehr Anregungen, mehr Diskussionsstoff, meinerwegen auch mehr Ärger als die Abwicklung einer Stoffmasse aufgrund einer territorialen Einteilung unter dem einzigen Gesichtspunkt, was die Texte von ihrem Kontext aufnehmen und widerspiegeln, wie man früher sagte – heute sind statt dessen die etwas raffinierteren, im wesentlichen aber nicht von den alten Mimesistheorien unterschiedenen Begriffe Bourdieus im Schwang. Marx hat ausgespielt...

Demgegenüber möchte ich wieder einmal die Perspektive des Autors einnehmen. Erstens weil ich selbst einer bin, und zweitens weil mir auch die zweite germanistische Verteufelung suspekt ist. Die erste betrifft den Essentialismus, die zweite das Biographische, die Lebensgeschichte der Autoren, den sogenannten Biographismus, gegen den sich heute jeder akademische Sekundärliterat pflichtschuldig abgrenzt. Biographien über Schriftsteller interessieren mich in der Regel mehr als theorieschwangere Diskurse oder literarhistorische Stoffsammlungen, die an den Autoren und ihren Werken vorbeireden. Ich habe einen Großteil meines bisherigen Lebens in recht unterschiedlichen Ländern verbracht, und doch bin ich ein österreichischer Schriftsteller, aus dem einfachen Grund, weil ich die ersten 27 Jahre meines Lebens vorwiegend in Österreich verbracht habe. Die frühen Jahre prägen ein Denken, ein Sprechen, ein Empfinden, ein Sich-Ausdrücken, ein Schreiben mehr als die späten, selbst dann, wenn der betreffende Autor seine Werke ausgehend von späten Erfahrungen verfassen sollte. Zu dieser allgemein lebensgeschichtlichen Prägung kommt das, was ich als literarische Sozialisierung bezeichnen würde. Frühe Lektüren und Gespräche beeinflussen die eigene literarische Identität stärker als spätere. Sie müssen nicht zwangsläufig und nicht ausschließlich der „heimatlichen“ Literatur entstammen – wiewohl ich pro domo hinzufügen möchte, daß mich seinerzeit die fast noch druckfrischen Werke Peter Handkes und Thomas Bernhards nachhaltiger beeindruckten als die von Joyce, mit denen ich mich auch schon auseinandersetzte.

In den heutigen Literaturlandschaften der deutschsprachigen Länder hat die sogenannte

Migrantenliteratur einen hohen Stellenwert. Özdamar, Tawada, Dinev, Nadj Abonji, Vertlib usw. – deutsche, österreichische, Schweizer Autoren? Ja und nein. Sie schreiben in deutscher Sprache (nicht ausschließlich, wenn ich etwa an Tawada denke, oder an Olga Martynova), aber zugleich zehren sie von Erfahrungen, die sie aus ihren früheren oder Immer-noch-Ländern mitgebracht haben, und genau das, dieses Exotische im Gewand des Eigenen, wollen die deutschen, österreichischen usw. Leser lesen, oder die Kulturjournalisten, die den Lesern sagen, was sie lesen wollen. Wobei einige auch schon wieder die Nase voll davon haben, immer diese Migrantengeschichten... Und die Migranten in aller Regel gar nichts von solchen Zuschreibungen hören wollen, sie wollen einfach nur als Autoren akzeptiert werden, wollen Preise bekommen, weil sie gut schreiben und nicht, weil sie aus dem oder jenem Land kommen. Der Chamisso-Preis für deutschschreibende Autoren mit „Kulturwechsel“ ist kürzlich abgeschafft worden.

Eigenschaften

Und die Essenzen? Ja, an denen konnte man sich noch ergötzen. Man konnte über sie streiten, konnte sie modifizieren, erweitern, unterschiedlich gewichten. Da gab es noch Herausforderungen, die Autoren schrieben gegen den Konservatismus an, gegen den Eskapismus, der Heimatliteratur setzten sie eine kritische Heimatliteratur entgegen, den Katholizismus versuchten sie durch Blasphemien zu überwinden, der Ordnungsliebe und Untertanenmentalität begegneten sie mit zerstörerischen Attacken und neuen, spielerischen Ordnungen, der Untertanenmentalität mit Anarchismus. So war es in Österreich, bevor die Entität zu einem Territorium mit einem (immer schwächeren) Staat verkam. Übrigens findet man vieles von dem, was ich hier spontan aufzähle, in einer einzigen Autorenperson wieder: Thomas Bernhard. Vielleicht doch kein Zufall, lieber Erwin Einzinger, daß er immer wieder und oft als erster genannt wird, wenn es um österreichische Literatur geht? Jedenfalls, mit dem alten oder neuen Mimesis-Konzept kommt man bei solchen Wesenserkundungen nicht weit. Literarische Texte gehen *gegen* ihren Kontext vor, und nicht selten (be) schreiben Autoren das, was sie *nicht* vorfinden.

Einiges davon findet man auch bei Elfriede Jelinek, und manches sogar bei Peter Handke, der immer beteuert, er habe mit Sprachspielen und dergleichen nichts am Hut. Ordnungsliebe und klischeekonforme Existenz rufen literarischen Anarchismus hervor, doch in bestimmten Fällen ist die Kritik dem Kritisierten so nahe wie die berühmten Seiten einer Medaille einander nahe sind; beide sind jedenfalls aufeinander angewiesen. Karin Fleischanderl gesteht in ihrem Beitrag zur Frage „Was ist gute Literatur?“ ihre Vorliebe für „die österreichische Literatur“, wobei sie in Klammern hinzufügt: „eine gewisse österreichische Literatur“. Naturgemäß lassen sich nicht alle Werke einer Literaturgesellschaft (wie man einst in der DDR sagte) über den Kamm eines einfaltigen Wesens scheren, und die Vorlieben bestimmter Leser, auch Kritiker, werden nicht von allen geteilt. Dennoch scheint Fleischanderl in ihrer Erklärung an Wesentliches zu rühren, wenn sie feststellt, diese gewisse

österreichische Literatur erzeuge *Lust* – dies auch der entschieden ambivalente Titel eines Romans von Elfriede Jelinek –, „indem sie lakonisch von Missständen erzählt (...). Sie verkürzt, unterschlägt, sie ist ungerecht, sie stellt ihre Personen nicht als freie, denkende Menschen dar, sondern als Spielbälle des Schicksals, als Marionetten, die an den Fäden ihrer Bedürfnisse zappeln, als Reiter, die sich mit Ach und Krach auf den durchgehenden Pferden der Klischees halten, die immer ein wenig zu deppert und zu stur sind, um adäquat auf die Wirklichkeit zu reagieren.“ Wendelin Schmidt-Dengler hatte Thomas Bernhard zum Übertreibungskünstler geadelt; Jelinek könnte man den Titel einer Unterschlagungskünstlerin verleihen.

Anzumerken wäre bei dieser Gelegenheit vielleicht noch, daß nicht alle Österreicher gar so deppert sind, daß aber gerade die jüngste Geschichte zeigt, daß in diesem Land viele, sehr viele von den Sturen immer aufs autoritären Großmäulern auf den Leim gehen und sich mit jener Wollust unterwerfen, die Ernst Jandl in seinem Gedicht *wien: heldenplatz* darzustellen versucht hat.

Eine Liste

Listen zu erstellen ist selbst schon eine österreichische Vorliebe. Man denke etwa an Handkes Readymade, die Wiederholung der Aufstellung des 1. FC Nürnberg, eines deutschen Klubs, freilich mit österreichischem Spielmacher (Parallelaktion?). Natürlich kann man einwenden, daß nicht nur Österreicher an Listen Gefallen finden. Das kann man überall einwenden, auch beim Tod, beim Witz und beim Spiel. In meiner Umfrage trägt Robert Schindel besonders eifrig zum austriakischen Inventar bei, obwohl er zunächst feststellt, sie interessiere ihn nicht besonders. Den Heimat-Antiheimat-Dualismus habe ich von ihm, und tatsächlich gibt es wenige Literaturen, in denen Haßliebe zum eigenen Land so häufig anzutreffen ist – meinem Gefühl nach, ich will es gar nicht erheben. Listen müssen abkürzen, ich gehe daher nicht ins Detail: in manchen, nicht gar so wenigen Fällen ist es blanker Haß, aus dem sich die schöpferische Energie speist. Übrigens findet man dieses Phänomen erst nach 1945, was wohl mit Nationalsozialismus und Austrofaschismus zusammenhängen wird. Schindel meint weiters, daß die österreichische Literatur sinnlicher und plebejischer sei, sagt aber nicht, womit er vergleicht (stillschweigende Parallelaktion). Dies verweist auf ältere „essentialistische“ Diskurse, die alles Intellektuelle den Deutschen bzw. Nord/Ost-Deutschen zuschoben, während in Österreich Musik, bildende Künste und Theater dominierten, also das Sinnenfällige, was wiederum mit dem Katholizismus zusammenhing. Schindel selbst begreift sich (unter anderem) als jüdischen Autor, mit dem Katholischen hat er nicht so viel am Hut, und doch eignet seiner Dichtung etwas Schwelgerisches, wie man es bei katholischen Bacockaltären findet. Aber plebejisch? Ja, ich weiß nicht recht... Vielleicht spielt da noch die Gegenüberstellung von Pastorensöhnen und Bauernbuben herein? Adalbert Stifter war auch ein solcherner.

Der Hinweis auf Sprachkritik und Sprachexperiment, Wortspiel und Sprachwitz taucht bei

mehreren von mir befragten Autoren auf. Da muß schon was dran sein, oder? Man könnte quer durch die (österreichische!) Literaturgeschichte eine Linie ziehen von Fritz Mauthner (Österreicher?) und Wittgenstein (Schriftsteller?) über Karl Kraus zur Wiener Gruppe und weiter zu Artmann, Jandl, Prießnitz, Heimrad Bäcker, Einzinger, Loidl, Franzobel, Cotten, um nur ein paar Namen zu nennen. Peter Handke hat als junger Autor experimentelle Texte geschrieben, obwohl er es rückblickend leugnet und offensichtlich in seiner späteren Laufbahn davon abgekommen ist. Natürlich haben wir in unserer Literaturgeschichte auch „Surrealisten“ wie Georg Trakl oder die „Realisten“ der siebziger Jahre usw. usf. Und Peter von Matts Einwand, in Deutschland habe Franz Mon mit der Sprache experimentiert, in der Schweiz Eugen Gromringer (den Wikipedia als „bolivianisch-schweizerischen“ Schriftsteller führt), wird man anhören und dennoch darauf bestehen, daß die Häufung der spezifischen Sprach-Dichter über einen langen Zeitraum hinweg in Österreich schon bemerkenswert sei. Thomas Kling, für den Wien eine zweite, aber nicht zweitrangige Heimat war, stützte sich bei der Ausbildung seiner Poetik auf so sprachbewußte österreichische Autoren wie Konrad Bayer, Ernst Jandl, Friederike Mayröcker. Vielleicht haben wir es ja hier mit einem deutsch-österreichischen Dichter zu tun, einem Unterwanderer der Parallelaktion wie – und ganz anders als – Paul Arnheim im *Mann ohne Eigenschaften*.

Gerhard Roth nennt eine Reihe von Namen, um eine breite österreichische Spur durch das Feld der Literatur deutscher Sprache zu ziehen: Joseph Roth, Musil, Karl Kraus, Wiener Gruppe, Handke, Jelinek, Thomas Bernhard „usw. bis zur jungen Generation“. Nun ließe sich aber einwenden, daß der eine oder andere Autor österreichischer Herkunft nicht dazupaßt, sodaß man nolens volens auch zu einer Hierarchie von *mehr* oder *weniger* österreichischen österreichischen Autoren käme. Warum auch nicht, das Attribut ist ja nicht als Auszeichnung gedacht. Nestroy wäre dann mit seiner dialektal gefärbten Sprache, seinem Witz und der im Humor durchblinkenden Melancholie, seiner Sinnlichkeit und Theatralität ein ganz besonders österreichischer Autor, während man dies von – sagen wir – Hermann Broch oder Erich Hackl nicht gleichermaßen behaupten wird können. Eve Gil, eine nordmexikanische Autorin, die sich nicht gern regional festlegen lassen will, behauptet in einem Essay, Hackl habe „ausschließlich Romane über die argentinische und die uruguayische Diktatur“ geschrieben. Das ist zwar falsch, Hackl hat oft über österreichische Sujets geschrieben, zum Beispiel über das Roma-Mädchen Sidonie aus Steyr, der Geburtsstadt des Autors, doch das Mißverständnis kann vielleicht darauf verweisen, daß die Eigenart der österreichischen Literatur tatsächlich nicht in erster Linie in ihren Sujets und auch nicht, oder nicht ausschließlich, in Text-Kontext-Beziehungen zu suchen ist.

Franzobel, der vor allem in Österreich und weniger in Deutschland rezipiert wird (während das Verhältnis bei in Deutschland publizierenden österreichischen Autoren nicht selten umgekehrt ist), Franzobel meint, es gebe „genügend Spezifika“ zur Definition einer österreichischen Literatur, und er erwähnt die häufig ironische und spielerische Sprache. Außerdem sei sie oft „einzelgängerischer“ als

die deutsche, womit er vielleicht den anarchischen, manchmal antisozialen, auch antiösterreichischen Gestus meint, mit dem manche österreichische Autoren zur Sache gehen. Hinzufügen könnte man – mit Blick auf Franzobels eigenen Texte – die in Österreich nicht selten anzutreffende Skurrilität. (Bodo Hell hält die Verbindung von „österreichisch“ und „skurril“ allerdings für ein bundesdeutsches Mißverständnis, also für eine nicht korrekte Sicht von außen.) Ironie ist, wie alles andere, kein nationales Vorrecht, aber Deutschland scheint sie erst seit dem Siegeszug der Spaßkultur auf seine Fahnen geschrieben zu haben, während die Ironie in Österreich, siehe Musil, tiefe historische Wurzeln hat und in bestimmten Fällen, siehe Jelinek, in Spott und Zynismus übergehen kann. Doron Rabinovici hütet sich, solche Zuschreibungen vorzunehmen; ähnlich wie der Germanist Zeyringer fürchtet er, dadurch ins Ideologische abzugleiten. Er fügt aber hinzu, daß es ebenso falsch wäre, österreichische Prägungen und Themen zu leugnen.

Sabine Gruber empfindet sich als österreichische Schriftstellerin, besitzt aber keinen österreichischen Paß. Xaver Bayer hingegen konzidiert, eben weil er einen österreichischen Paß habe, müsse er wohl ein österreichischer Schriftsteller sein. Wenn ich nicht irre, ist Sabine Gruber italienische Staatsbürgerin, und dies läßt mich an Gerhard Kofler denken, der ebenfalls in Südtirol geboren wurde, Italiener war, in Wien lebte, aber von der deutschen in die italienische Sprache wechselte und sogar neapolitanischen Dialekt gebrauchte, in seiner Sprachverliebtheit aber durchaus etwas essentiell Österreichisches hatte (eine Eigenschaft, Sprachverliebtheit, die kürzlich im norddeutschen Feuilleton einer aus Ungarn – nahe dem Burgenland – stammenden, Deutsch schreibenden Autorin zugesprochen wurde: Terezija Mora). Zurück zu Sabine Gruber: Als einzige der von mir befragten Autoren führt sie die österreichische Umgangssprache ins Treffen, die Austriazismen, die sich deutlich von anderen Sprachvarianten unterscheiden und bei Grubers norddeutschen Lektor zuweilen auf Widerstand stoßen. Gruber sieht wie viele andere österreichische Autoren im Sprachspielerischen und im ausgeprägten Bewußtsein für die formale Komposition von Texten österreichische Spezifika. Sie fügt aber auch hinzu, daß nicht jeder Österreicher zwangsläufig österreichische Literatur schreibe. Elfriede Czurda, die lange in Berlin gelebt hat und ihr Österreichertum distanziert betrachtet, bringt Spracheigenheiten und Sprachreflexion mit dem kakanischen Erbe in Verbindung: „Tatsächlich glaube ich aber, dass unsere österreichische Sprache sich von der deutschen insofern unterscheidet, als durch die lange K.u.K.-Herrschaft über viele verschiedene Sprachethnien von diesen viele Einflüsse lexikalischer, grammatischer, sprachskeptischer Art ins Österreichische aufgenommen und amalgamiert worden sind.“ Die österreichische Besonderheit wäre demnach nicht bloß ein althergebrachter Multikulturalismus, sondern eben diese Amalgamierung diversester Einflüsse ins Deutsche hinein.

Regionalismen

Josef Winkler spricht wörtlich von der „Eigenart“ der österreichischen Literatur. Ihm ist es egal, ob er als österreichischer oder deutschsprachiger Autor bezeichnet wird, nur als „Kärntner Schriftsteller“ sieht er sich nicht, das höre sich an wie „Simmeringer Schriftsteller“ oder „Ottakringer Schriftsteller“. Er vermutet, in Wien lebende Kollegen würden auch nicht gern so bezeichnet werden; allerdings haben wir gesehen, daß unter ihnen solche sind, die sich selbst als Wiener Autoren betrachten, erst in zweiter Linie oder überhaupt gar nicht so sehr als österreichische. Also warum nicht „Kärntner Schriftsteller“? Die in Oberösterreich geborene Sabine Scholl möchte nicht als österreichische Schriftstellerin gelten, statt dessen solle man „eher von regional geprägten Literaturen sprechen“. Sie selbst sieht sich als „Hybrid“, da sie die langen Aufenthalte in Portugal, USA und Deutschland stark beeinflußt hätten.

Kaum ein Autor wird sich gern als „provinziell“ abstempeln lassen (obwohl es in Österreich einen rührigen Verlag des Namens „Bibliothek der Provinz“ gibt), aber nicht von der Hand zu weisen ist das Phänomen einer Regionalisierung im Kulturbereich, die die fortschreitende Globalisierung begleitet oder konterkariert. Es verhält sich da ähnlich wie mit der Ernährung, immer mehr Leute wollen Gemüse und Obst und Milchprodukte und Fleisch aus der näheren Umgebung, während sie gleichzeitig im Supermarkt – längst auch in den Dörfern! – sämtliche Produkte aus aller Welt und aus allen Jahreszeiten kaufen können und oft auch kaufen, das eine scheint das andere nicht auszuschließen. In allen österreichischen Bundesländern haben sich während der vergangenen Jahrzehnte regionale Literaturhäuser, Veranstalter, Archive, Stipendien und Preise etabliert. Literaturfestivals auf dem Land sind oft spannender als in den Städten mit ihrem Überangebot und der entsprechenden Routine kulturellen Konsums. Auf dem Land findet man heute mindestens ebenso viele und ebenso gute Leser wie in den Städten. Nur die Autoren wollen nach wie vor in Wien leben, oder auf Reisen, oder an einer Reihe von Orten gleichzeitig, wie die Kurzbiographien auf den Buchdeckeln verraten.

Andererseits wird man sich hüten, von der besonderen Eigenart etwa einer Vorarlberger Literatur zu sprechen. Obwohl man durchaus sinnvolle Differenzierungen innerhalb des Österreichischen vornehmen kann, mit Gegensätzen zwischen Ost und West, Stadt und Land, und einer starken Präsenz ländlicher Milieus des Westens besonders in den siebziger Jahren, während die österreichische Literatur bis dahin doch sehr auf die Hauptstadt und den Osten fixiert war, man denke etwa an das *Fin de siècle* um 1900.

In den vergangenen Jahrzehnten hat in Europa und den USA der Typus des literarisch ambitionierten Reiseschriftstellers an Prestige gewonnen. Christoph Ransmayr gehört zu dieser Kategorie, und er gibt folgende Auskunft: „Alle meine Reisen haben mein Selbstverständnis als Schriftsteller zwar beeinflußt, als österreichischen Schriftsteller habe ich mich dabei aber niemals empfunden.“ Literatur habe ihn immer nur „in ihrer Vielstimmigkeit, also als Literatur der Welt

interessiert.“ Von spezifisch österreichischer Literatur verstehe er nichts, sie interessiere ihn „als Kategorie“ auch gar nicht. Das heißt freilich nicht, daß Ransmayr in einem ortlosen virtuellen Raum schreiben würde – das Gegenteil ist der Fall, wie sein *Atlas eines ängstlichen Mannes* mit seinen vielen, darunter auch „österreichischen“, Ortsbeschreibungen beweist. Reisebeschreibungen, an Roadmovies erinnernde Sequenzen, findet man vermehrt in deutschsprachigen Romanen und Erzählungen der letzten Jahre. Das verweist nicht unbedingt auf eine geistige Öffnung der Autoren, eher auf die noch einmal gestiegene und erleichterte Mobilität, auf günstige Flugpreise, Massentourismus, jederzeit verfügbare Information über sämtliche Weltgegenden, Reise- und Aufenthaltsstipendien, die eine Reise- und Aufenthaltsstipendiatenprosa zur Folge hatten. Gewiß, das spezifisch Österreichische wird durch solche weltweiten Entwicklungen auf die Probe gestellt.

Globalität und (oder) Weltgewandtheit

Im Wiener Literaturhaus erinnert mich Evelyne Polt-Heinzl daran, daß viele Autoren und Autorinnen heute an Literaturinstituten und Dichterschulen ausgebildet werden, oft in Deutschland, aber auch in Österreich, wo deren Zahl deutlich gestiegen ist. Diese Art der Einübung von Schreib- und Selbstvermarktungstechniken hätten einen Einheitsstil hervorgebracht, der Spezifika tendenziell auslösche. Nun kann man diese Entwicklung hinnehmen oder begrüßen, man kann aber auch versuchen, ihr etwas entgegenzuhalten, nämlich das Eigene, Unverwechselbare, ob es nun individuell, regional, österreichisch oder sonstwie bestimmt ist. Nach meinem Eindruck wird selbst noch dieses Streben nach Unverwechselbarkeit, nach „Exzellenz“, wie es in der politischen Rhetorik heißt, vom Sog der Kommerzialisierung und Verschulung, ja, Bürokratisierung erfaßt, sodaß man zahlreichen Werken neueren Datums ihr Bemühen, etwas Besonderes zu sein, an der Stirn ablesen kann: sie sind nichts Besonderes, sondern eben bemüht. Wenn Literatur aber weiterhin als ästhetische Konjunktion des Örtlichen und des Universalen, also von urpersönlichen, lokal verwurzelten Geschichten, Atmosphären, Erfahrungen, Prägungen einerseits und allgemeinemenschlicher Geltungskraft andererseits gelten soll, dann erweist sich auch das Beharren auf dem Österreichischen als Kampf um den Fortbestand dessen, was Literatur in den neueren Zeiten war und vielleicht immer noch sein kann. Schon möglich, daß Literatur dabei ist, zu mutieren oder von anderen ästhetischen Formen abgelöst zu werden. Eine der eminenten literarischen Gestalten des 20. Jahrhunderts ist Sisyphos, der das Aussichtslose tut.

Senegal

Die E-Mail-Antwort eines Autors, der sich als essentiell österreichisch versteht, trudelte aus dem fernen Senegal bei mir im ebenfalls fernen Japan ein. Ich gebe das Schreiben hier zur Gänze wieder:

erstens weil es ein schöner Text ist, zweitens, weil mir dieser Text in seinem Phäakentum (altes Definitionsmerkmal des Österreichischen) bezeichnend erscheint, und drittens, weil es mich freut, daß auch ein aufs Kulinarische versessener Autor auf nüchternen Magen schreiben kann.

Lieber Leo,

ich bin grad im Senegal, es ist 6h morgens und Frühstück gibt es erst ab frühestens halb sieben, also etwas Zeit, mich deinen Fragen zu widmen, allerdings ohne Kaffee und von den Gesängen des Muezzin, der seit vier sängelt, gehirngewaschen:

Ich war 2014 noch einmal für fast ein Monat in Japan, insgesamt also ca. zwei Monate. Mein erster Aufenthalt war 2006 im Rahmen der Germanistiktagung. Texte sind aus diesen Aufenthalten noch keine entstanden, zumindest keine bedeutenden, aber speziell bei meiner zweiten Reise haben sich die Notizbücher wie Kornspeicher gefüllt. Allerdings warten diese Gedanken und Beobachtungen noch auf ihre Ausformulierung. Textprojekte gibt es, was mangelt ist die Zeit.

Daß sich die Japanaufenthalte in meinem Schreiben direkt und nachvollziehbar niedergeschlagen hätten, kann ich also nicht verifizieren, was aber nicht bedeutet, sie hätten keinen Nachklang. Ich fühle seither eine gewisse Verbundenheit, bin mit einigen Japanern zumindest auf Facebook befreundet und denke immer wieder an das Land. Natürlich haben diese Reisen auch eine Beschäftigung mit japanischer Kultur (Literatur und Film) begünstigt, was dann schon wieder auf mein Schreiben abgefärbt haben wird.

Diese Auslandsaufenthalte haben mein Weltbild verändert, mir Fremdes vertraut gemacht, mich als Mensch und damit auch Schriftsteller gebildet. Ich bin für diese Reisen unendlich dankbar und denke, sie zählen zu den größten Privilegien meines Berufes. Über "mein Selbstverständnis als österreichischer Schriftsteller" habe ich noch nie nachgedacht. Natürlich muss man Formalitäten und Ehrbezeugungen über sich ergehen lassen, aber darauf habe ich nie Wert gelegt, mir geht es immer um Begegnungen-mit Menschen und vor allem Geschichten. Meine Bezeichnung ist Franzobel, das ist ein eigenes Label. :-)

Im Ernst, da ich auch Romane schreibe und von Österreich geprägt bin, ist die Bezeichnung „österreichischer Schriftsteller“ zumindest nicht verkehrt. Wenigstens regt sie mich nicht auf.

Ob der Begriff immer noch brauchbar ist, müssen die Germanisten entscheiden. Ich bin mit aller dazugehörigen Hassliebe aber ein leidenschaftlicher Österreicher und sehe genügend Spezifika, die eine solche Abgrenzung rechtfertigen. Die österreichische Literatur ist monolithischer, einzelgängerischer als die deutsche. Die Sprache wird ironischer und auch spielerischer. Also ja, ich bin hier ein Separatist und gegen den Anschluss.

So jetzt sollt's Frühstück geben ...

Beste Grüße in den fernen Osten, bei dir gibt's wahrscheinlich gleich Abendessen...

S